

Robert Riemann

(1877 – 1962)

Dummheit und Einsicht

in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat
- 6 Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen (2008-2009)

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#).

Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen den Namen des Rechteinhabers Tord R. Riemann in der von ihm festgelegten Weise nennen: *Tord R. Riemann, www.hugo-riemann.de*. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Vierzehntes Kapitel.
Idyll am Bodensee.

Schon die Fahrt nach Meersburg war ein herrliches Erlebnis. Als wir von Lindau aus über den Bodensee fuhren, der mit Recht das Schwäbische Meer heißt, wurde ich angesichts der riesigen Berge von einem ähnlichen Enthusiasmus ergriffen wie zehn Jahre früher auf dem Sudelfelde und sagte: „Womit habe ich das verdient, dass ich im hohen Alter noch so etwas zu sehen bekomme!“ Der mächtige Turm, in dem der **Freiherr von Laßberg** der allzu katholischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff bis zur Verzweigung mittelhochdeutsche Dichter vorlas, ist nur für Literaturmenschen die Hauptsache an Meersburg. Das malerische Städtchen liegt hoch und ist durch viele Gänge und Treppen mit dem Seeufer verbunden. Es hat unendlich viele Winkel und altmodische Häuschen, Obstgärten und Weinberge. An den schönsten Punkten saßen stets „freie Künstler“, in Wahrheit ausgediente Zeichenlehrer und –lehrerinnen, die unermüdlich zeichneten und malten. Ihre Bilder, die meistens wie vergrößerte Ansichtspostkarten aussahen, verkauften sie für hundertfünfzig Mark pro Stück und darüber an die Fremden, denen sie dann noch umsonst einen Vortrag über Landschaftsmalerei im allgemeinen und ihre eigene künstlerische Entwicklung im besonderen hielten. Insofern wurde man an das erinnert, was in Beschreibungen von Italienreisen zu stehen pflegt, im übrigen aber auch an Wilhelm Raabe, der sich hier sehr wohlgeföhlt haben würde. Eigentliche Einwohner hatte Meersburg nur etwa 1800, dazu kamen aber über 2000 Evakuierte, meist aus zerstörten deutschen Großstädten. In diese Gruppe gehörten wir. Wenn sich die Ansässigen unter sich unterhielten, schwabbelten sie mit ungeheurer Zungengeläufigkeit in ihrem schwäbischen Dialekt. Wenn wir sie etwas fragten, radebrechten sie mühsam neuhochdeutsch. Meine mit dem Alter zunehmende Schwerhörigkeit kam mir erst in Meersburg recht zum Bewusstsein. Als Student würde ich mir den Dialekt mühelos angeeignet haben. Die Namen kamen uns sehr putzig vor. Kolonialwaren kauften wir bei Frau Ehrlinspiel, Semmeln bei Frau Stübele, Fleisch bei Fridolin Butzengeiger. Der Name deutet auf einen schwippen Windhund, auf irgend etwas Eulenspiegelhaftes, aber der Metzger war ein ungeschlachter Riese, der namentlich in der Feuerwehruniform imponierend aussah. Die Feuerwehr war zugleich eine Art von Begräbnisverein. Die Beiträge waren nach dem Einkommen gestaffelt. Wenn ein armer Mann begraben wurde, bekamen die Leidtragenden daher nur einen Schoppen Wein und eine Brezel im Wirtshaus. Handelte es sich aber um einen Wohlhabenden, dann folgte dem Marsch zum Friedhofe ein endloses Gelage, das erst am Abend endete, wenn keiner mehr gerade gehen konnte. Getrunken wurde, soweit es sich um weniger feierliche Tage handelte, besonders Apfelwein, der hier aber „Moscht“ hieß, und Schnaps. Wenn der Mann mit der Holzschneidemaschine kam, setzte er sie überhaupt erst in Gang, nachdem er einen Liter Wein bekommen und gleich ausgetrunken hatte. Im nächsten Hause ging das dann ebenso. An Tagen, an denen der Mann viel zu tun hatte, brachte er es nach meiner Schätzung auf sieben Liter. Aber auch, wenn sich Hendels Gärtner, Leipert, bei Lähle, der nebenan wohnte, eine Leiter borgte, wurde er zum Frühstück eingeladen, bekam ein Backsteinkäsebrot mit Apfelwein und Schnaps und rückte erst nach zwei bis drei Stunden mit der geborgten Leiter ab. Die meisten Leute erlitten mit fünfzig Jahren schon ihren ersten Schlaganfall, verwanden ihn aber meist, kneipten weiter und erlagen erst beim zweiten. Kirschen, Pflaumen und Äpfel gediehen in Meersburg prachtvoll; die Obstkultur war dort schon von den Mönchen verbreitet worden, als St. Gallen und Reichenau begründet wurden. Es war aber für Fremde schwer, Obst zu kaufen. Es wurde im allgemeinen nur in der Familie abgegeben. Da Hendel einen riesigen Obstgarten und

einen Weinberg am Hause hatte, waren wir nicht auf das Kaufen angewiesen. Es machte mir aber Spaß, Unterhaltungen anzuknüpfen und so lange auf die Bauern einzureden, bis sie mir ein paar Pfund verkauften. Nüsse gaben sie mir allerdings nie, sondern erklärten kategorisch: „Nuß essen wir selber!“ Die Bevölkerung war überhaupt naschhaft, wie das in Orten mit starkem Fremdenverkehr gewöhnlich der Fall ist. Wir lernten mit der Zeit, selbst Apfelwein und Trauben zu keltern, und tranken bisweilen an einem Tag einen Eimer aus, wie das den Ortssitten entsprach.

Von Politik hörten wir nur etwas, wenn wir mit dem Bürgermeister **Krauth** zu tun hatten, der auch die Bodenseeschule leitete und doppelt mit Phrasenhaftigkeit belastet war. Er war unbedingt hitlergläubig und redete mit großer Emphase davon, dass die Bolschewisten nie bis zur deutschen Grenze vorgedrungen wären, wenn jeder seine Pflicht getan hätte. Im übrigen überließ er die Erledigung aller Kommunalfragen dem Sekretär Kopf. Daher pflegte ich zu sagen: „Meersburg wird vom Krauthkopf regiert.“ Als Hendel noch da war, kamen die beiden vom Rathaus herüber und appellierten an sein Pflichtgefühl, um Zimmer in seinem oder nunmehr meinem Landhause freizubekommen. Sie redeten auch achselzuckend von dem „sonderbaren Hauskauf“. Darauf benahm sich Hendel ganz haltlos. Er fing plötzlich an zu heulen und schrie: „Ich kann die Verhandlung nicht aushalten. Ich bin überhaupt krank, ich bin schwerkrank.“ Dann lief er in einen Winkel und kehrte das Gesicht gegen die Wand. Ich ging ihm nach und flüsterte ihm zu: „Herr Hendel, lassen Sie sich doch nicht so gehen! Nehmen Sie sich zusammen!“ Darauf grinste er plötzlich und winkte mit der Hand, dass ich weggehen sollte. Die beiden zogen unverrichteter Sache ab, Hendel war sehr befriedigt. Meine Frau, die diese widerliche Szene mitgemacht hatte, sagte aber empört, als wir allein waren: „Hendel sollte sich schämen! Er ist überhaupt kein Mann, sondern ein hysterisches Weib, ein ekelhafter Schlappier!“

Die der Gemeinde gehörigen Waldstücke waren nicht groß. Die Gegend war, wie alles alte Kulturland, gehörig abgeholzt. Um so eifriger zog die Bevölkerung zum **Holz sammeln** in die kleinen Parzellen. Auch wir wurden davon angesteckt, fuhren mit Hendels Bollerwagen in ein mehrere Kilometer weit entferntes Waldstück, wo noch etwas zu finden war, und kamen jedesmal etwas erschöpft zurück. Daher kehrten wir regelmäßig in dem Gasthof in Stetten bei dem Wirt **Futterer** ein, der zugleich Großbauer war und seine erwachsenen Töchter und Söhne ebenso unbedingt beherrschte wie seine Knechte. An der Wand der Gaststube hing ein großes Bild: „Münchhausen erzählt seine Abenteuer.“ Vermutlich hat es einer der „freien Künstler“ geschaffen, statt aufgelaufene Zechen zu bezahlen. Als Bürgerforscher setzte ich mich gern unter dieses Bild und versuchte, mit den Gästen darüber zu reden. Daher wurde ich mit einer merkwürdigen Tafelrunde bekannt, einem Studienrat aus Frankfurt, einem alten Grundschullehrer Franck und zwei emeritierten Forsträten. Die vier alten Männer hatten die Gewohnheit, an einem Nachmittag der Woche teils zu Fuß, teils mit dem Bodenseedampfer eine Rundreise zu machen, auf der sie in sieben verschiedenen Apfelweinkneipen einkehrten. Meine Frau und ich schlossen uns dieser Kumpanei an. Die beiden Forsträte redeten sich noch mit ihren Kneipennamen aus der Universitätszeit an und bewegten sich überhaupt mit Vorliebe in Erinnerungen an diese größte Epoche ihres Lebens. Einmal erzählten sie, dass sich an eine große Versammlung der Forstakademiker eine Kneiperei angeschlossen hätte, an der niemand teilnehmen durfte, der nicht auf der Schule zweimal sitzengeblieben oder auf der Universität zweimal durchs Examen gefallen war. Daß dies nicht mehr als eine Ehrenpflicht betrachtet wurde, erschien ihnen als ein trauriger Absturz der Menschheit ins Philistertum. Über Politik redeten sie niemals. Allenfalls rühmten sie den Prinzen Max von Baden, den ehemaligen Reichskanzler, aber sie taten es nur deshalb, weil mit seinem Grundbesitz am

Bodensee ein großes Restaurant verbunden war, in dem in Friedenszeiten die verschiedensten deutschen Weine ausgeschenkt wurden, und das sogar zu mittleren Preisen. Im Gegensatz zu diesen ewig heiteren Zechern war der alte Lehrer Franck gelegentlich etwas melancholisch. Sein Bruder hatte studiert und es bis zum Gymnasialdirektor einer Mittelstadt gebracht. Franck hatte ihn besucht und war mit ihm zum Abendschoppen gegangen, aber an der Akademikertafel nur mit freundlicher Herablassung behandelt worden, weil er nicht studiert hatte. Er litt an der fixen Idee, dass der Frankfurter Kollege und ich ähnliche Empfindungen hätten, und ließ sich von mir wiederholt das Gegenteil versichern. Schließlich glaubte er mir, dass ich so alberne Standesunterschiede zwischen Lehrern nicht anerkannte, und schenkte mir die Dissertation seines Sohnes über Tonsillarektomie (Herausschneiden der Mandeln), die ich als Bruder und Vater von Ärzten mit einigem Verständnis lesen konnte. Der Frankfurter Kollege war ein guter Kenner der französischen Literatur und arbeitete an einer Übersetzung von Zolas „Nana“ für Rütten & Loening. Da wir beide fast alle Erzählungen Maupassants kannten, hörte das Gespräch darüber nur auf, wenn es die Höflichkeit gegen die übrige Gesellschaft erforderte.

So hatten wir uns in Meersburg recht behaglich eingerichtet. Störungen brachte aber wieder der Nazismus. Die **Deutschnationalen** merkten bei dem unaufhaltsamen Vordringen der Russen endlich, dass sie zu ihrem eigenen Verderben Hitler in den Sattel geholfen hatten. Daher wollten sie ihn nunmehr beseitigen und Gördeler zum Reichskanzler machen. Das Attentat am 20. Juli 1944 mißlang, weil die Offiziere, wie Heinz Rein im „Finale Berlin“ (1948) sagt, „eine Bombe in der Aktentasche im Hauptquartier des Herrn Hitler zurückließen, anstatt sie ihm direkt zwischen die Zähne zu feuern, auch auf die Gefahr hin, selbst dabei in den Tod zu gehen.“ Die Deutschnationalen standen auch noch in landesverräterischer Verbindung mit den USA und England und wollten sich mit ihnen gegen die übermächtige Sowjetunion verbünden. In der Panik über den beginnenden Abfall wurde von der **Gestapo** alles verhaftet, was jemals eine Rolle in nazifeindlichen Parteien gespielt hatte: Abgeordnete des Landtages, Stadträte und Stadtverordnete, Reichsbannerleute und Mitglieder republikanischer Verbände. Mit ihnen füllte man die durch das massenweise Hinsterben gelichteten Konzentrationslager wieder auf. Aber der Terror bekam damals schon Lücken. Hemmungslos wüteten nur die führenden Nazisten, denen es nach dem nicht mehr fernen Zusammenbruch mit Sicherheit an den Kragen ging. Die minder Belasteten rechneten damit, sich retten zu können. Sie gingen zu einer milderen Behandlung ihrer Opfer über, um sich günstige Zeugenaussagen zu sichern, wenn sie vor Gericht kommen sollten.

Als ich am 25. August 1944 nach einem Pflaumeneinkauf im Nachbardorfe nach Hause kam, saß der Ortsgendarm **Reißmüller** im Wohnzimmer meiner Frau gegenüber. Er musterte mich schweigend, wartete, bis meine Frau in die Küche gegangen war, stand auf, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Ich verhafte Sie im Auftrage der Gestapo!“ „Nanu!“ erwiderte ich verblüfft, „warum denn?“ - „Darüber braucht Ihnen nicht einmal die Gestapo Auskunft zu geben“, erwiderte er. „Übrigens weiß ich es nicht.“ - „Sicher ein Missverständnis“, sagte ich. „Sagen Sie einmal, wird heute im Gefängnis noch Abendverpflegung ausgegeben?“ - „Nein“, antwortete er erstaunt. „Dann gestatten Sie mir wohl, erst einmal zu Abend zu essen?“ - „Das kann ich erlauben“, sagte er. Meine Frau kam wieder herein. Ich bat sie nicht etwa zu heulen, weil ich ins Gefängnis müßte; denn ich würde wahrscheinlich sehr bald wiederkommen: „Bring erst einmal alles Essbare her, was wir im Hause haben“, fuhr ich fort. „Man kann nicht wissen, wie man im Gefängnis verpflegt wird.“ Meine Frau schleppte entsetzt alles herbei, und Reißmüller sah mit Kopfschütteln, wie ich mich voll stopfte, bis ich erklärte: „So, jetzt bin ich verproviantiert, und wir können

gehen.“ Er durchsuchte mich sehr genau auf Waffen und empfahl mir, nur ein paar Mark mitzunehmen und alles übrige Geld, meine Uhr und sonstige Wertgegenstände zu Hause zu lassen. Dann gab ich meiner Frau einen Abschiedskuß, empfahl ihr nochmals, nicht zu heulen, und zog mit Reißmüller ab. Als wir draußen waren, sagte er: „Ich soll Sie nach Überlingen ins Gefängnis einliefern. Es ist aber schon nach acht Uhr, es fährt kein Schiff mehr. Also muß ich Sie heute Nacht im Ortsgefängnis einschließen.“ - „Von einem Gefängnis habe ich hier noch nichts gesehen“, bemerkte ich. „Es ist auch nur eine Stube über der Wache“, gab er Auskunft. Als wir in dem Verlies angekommen waren, zeigte er mir, dass die Bettstelle von Eisen war und nur loses Stroh und eine Decke enthielt. „Wenn es ein hölzernes Bett wäre“, erläuterte er, „dann könnten Sie nämlich einfach morgen, da komme ich, um Sie abzuholen, ein Stück abreißen und mich niederschlagen und ausbrechen.“ Ich musste bei dem Gedanken lachen, aber er fuhr fort: „Das ist alles schon vorgekommen. Politische Gefangene haben wir noch nie gehabt, aber Vagabunden von der Landstraße, und das sind oft gefährliche Kerle!“ - „Alte Professoren sind harmlos“, bemerkte ich. „Das kann man nie wissen“, schloß Reißmüller ab. „Also um sechs Uhr müssen Sie aufstehen, da transportiere ich Sie nach Überlingen.“

Als er von außen zugeschlossen hatte, legte ich mich auf das „Grabat“, wie in den französischen Romanen eine so elende Lagerstätte genannt wird, und dachte zunächst an Gil Blas, der mehrfach solche Situationen durchmacht. Dann fiel mir ein, dass der 25. August 1944 der zweihundertste Geburtstag des Humanitätspropheten Herder war, der freilich nie ein Gefängnis von innen gesehen hat. Diese Art von Jubiläumsfeier kam mir mehr interessant als behaglich vor. Aber nach Eintritt der Dunkelheit wurde die Szene belebter. Das Ortsgefängnis lag im ältesten und verwinkeltesten Teil von Meersburg. Daher fanden sich dort verschiedene Liebespärchen ein, um im Dunkeln zu liebkosen, was man in Leipzig „Knutschen“ nennt. Das Dunkel aber wurde von Zeit zu Zeit durch einen mächtigen **Scheinwerfer** gelichtet, mit dem der Bodensee bestrahlt wurde, und dann kreischten eine oder mehrere weibliche Stimmen: „Laß mich los! Da kommt ja schon wieder der verdammte Scheinwerfer!“ Dieses schöne Spiel dauerte die halbe Nacht an und amüsierte mich trotz der Ungewissheit über das Schicksal des folgenden Tages.

Reißmüller holte mich rechtzeitig ab, und wir stiegen zum Strand herunter. Ich sagte zu ihm: „Der Staat bezahlt vermutlich nur die zweite Klasse. Gestatten Sie mir, die Differenz zwischen der ersten und zweiten Klasse zu zahlen. Dann können wir nämlich aufs Verdeck, und ich genieße noch einmal die Aussicht über den See. Vom Überlinger Gefängnis aus dürfte das kaum der Fall sein.“ „Nein“ erwiderte Reißmüller, „die Fenster gehen auf den Hof. Ich glaube, ich kann Ihnen das gestatten. Sind Sie eigentlich Kommunist oder Sozialdemokrat?“ Als er hörte, dass ich Sozialdemokrat war, fragte er mich, ob ich im ersten Kriege Offizier gewesen wäre. Da ich auch das bejahte, redete er über Kriegserlebnisse und Orden und erzählte, dass er Unteroffizier gewesen wäre, was ich mir schon gedacht hatte. **Geduzt** hat mich überhaupt während der ganzen Affäre niemand, und ich hatte den Eindruck, dass sie den Professor immer im letzten Augenblick verschluckten, statt mich so anzureden. Akademische Titel sind eine schöne Sache, namentlich in der Kleinstadt.

Der Gefängnisdirektor in Überlingen bestand nur aus gemessener Korrektheit. Er nahm mit großer Umständlichkeit meine Personalien auf und fragte mich allerhand. Dann ließ er sich meinen Personalausweis geben und alles das, was ich bei mir hatte, aber seiner Meinung nach nicht brauchte, legte ein Verzeichnis davon an und steckte alles in einen großen Briefumschlag, dem er auch einen Zettel einverleibte, auf dem ich die Richtigkeit des Verzeichnisses bestätigte, und versiegelte das Kuvert. Reißmüller verabschiedete sich,

und der Direktor brachte mich in meine Zelle. Da er aber dreimal so schnell lief, als ich zu gehen gewohnt war, glitt ich aus und schlug der Länge nach hin. Er schüttelte missbilligend den Kopf, während ich mich wieder in die Höhe strampelte. Das Hinfallen war offenbar unvorschriftsmäßig. Dann ließ er mich ein und ging. Ich musterte die Zelle. Darin war eine schwere Pritsche; aus der Wand ragte ein dicker Balken heraus, auf den man sich setzen sollte. Ein zweiter Balken kam etwas höher heraus und sollte offenbar als Tisch dienen. An der Wand war die Gefängnisordnung angeschlagen. Sie enthielt unter vielen Vorschriften auch die Mahnung, dass man jeden Morgen eine halbe Stunde Freiübungen machen müsse, um sich seine Gesundheit zu erhalten. Daneben hingen Abbildungen von den verschiedenen Übungen, die man machen sollte. „Aha“, dachte ich, „ein Mustergefängnis!“ So sah der Direktor aus. Dem Kerker, den Dumas im „Grafen von Montecristo“ beschreibt, sah der Raum durchaus nicht ähnlich. Der Direktor kam wieder und brachte Material zum Falzen komplizierter **Medizinaltüten**. Er zeigte mir, wie man das machen musste. Ich erfand ein vereinfachtes Verfahren beim Falzen, die Tüten sahen aber dann ganz anders aus. Als der Direktor nach einer Stunde wiederkam, wurde er böse und fuhr mich an: „Trotz meiner persönlichen Anleitung verderben Sie alles Material. Das schädigt den Staat.“ Ich fragte ihn: „Können Sie Latein?“ - „Nein. Weshalb fragen Sie darnach?“ - „Weil es mir so vorkommt, als wenn ich Ihnen einen Cäsar hinlegte und sagte, vorn stände gewöhnlich das Subjekt, ganz am Ende das Prädikat. Das sollten Sie zusammenfassen und im Lexikon die Wörter aufsuchen. Glauben Sie, dass Sie nach einer solchen Anleitung den lateinischen Text übersetzen könnten?“ - „Reden Sie keinen Unsinn“, schrie der Direktor. „Die Arbeit, die ich Ihnen zugewiesen habe, ist die leichteste, die wir haben. Jeder Idiot hat sie bis jetzt begriffen.“ - „Ich bin eben kein Idiot“, erwiderte ich ungerührt. „Und ich bin die Sache satt“, sagte der Direktor. „Sie zu beschäftigen, ist einfach zu teuer für den Staat. Wie alt sind Sie?“ - „Ich stehe im siebenundsechzigsten Lebensjahre.“ - „Ein Glück, dass Sie so alt sind! Leute Ihres Alters, die auch für leichte Arbeit nicht brauchbar sind, darf ich von jeder Beschäftigung entbinden. Ich tue es bei Ihnen, weil es schade um jedes Stück Material ist, das man Ihnen in die Hand gibt. Sie machen also in Zukunft gar nichts! Wenn Sie vor Langeweile sterben, ist das Ihre Schuld!“ Damit raffte er wütend das Material zusammen und zog ab.

Schopenhauer behauptet, dass man erst merkt, was an einem Menschen dran ist, wenn man ihn zwingt, mit sich allein zu sein. Verödete Gehirne fühlen sich dann so gelangweilt, dass sie anfangen zu klopfen und zu trommeln. Wertvolle Menschen aber geben sich geistvollen Betrachtungen hin, Nun wurden gerade die **Gefangenen** auf den Hof zum Spaziergang geführt. Ich sah mir sie an und fand, dass sie alle wie kleine Diebe aussahen, kein einziger wie ein politischer Märtyrer. Dann aber kam mir der Gedanke, dass vielleicht jeder so geduckt aussehe, wenn er erst einige Zeit im Gefängnis gewesen wäre. „Das ist eine Reflexion“, schoß es mir durch den Kopf, also ist mein Gehirn nach Schopenhauers Regel noch wertvoll. Einige Zeit darauf wurde die Klappe an der Tür aufgemacht, und ein draußen stehender Mann schob mir eine Schüssel Blut, das aussah wie schwarze Wurst, zehn Kartoffeln, ein mächtiges Stück Brot und einen Teller voll Quark hinein. Dazu gab er mir einen Löffel. „Aha“, dachte ich, „ein Messer bekommt man nicht, weil sie Angst vor Selbstmorden haben.“ Den Quark gab ich sofort zurück, weil ich gegen alles, was nach Milch riecht, eine unüberwindliche Abneigung hatte, die sich erst in dem Hungerjahr 1946 legte. Der Mann war sehr erstaunt, dass ich überhaupt etwas zurückgab, und sagte: „Abends gibt es nichts. Man muß sich doch etwas aufheben.“ - „Dafür hebe ich das Brot auf“, sagte ich, steckte es in die Tasche und vertilgte alles andere mit gewohntem Appetit. Diese Verpflegung war meiner Meinung nach gut und reichlich, besonders im fünften

Kriegsjahre. Wenn sie so blieb, konnte ich zufrieden sein, und zum Nachdenken hatte ich ja ein ganzes Konversationslexikon von Kenntnissen im Kopfe. Ich überlegte mir, dass es das Geratenste sei, jeden Tag dem Durchdenken einer schwierigen Frage zu widmen, die mir bisher unklar geblieben war. Auf den Gedanken, mir nach Houbens Rezept eine Bibel geben zu lassen, kam ich aber auch damals nicht.

Der Gefängnisdirektor erschien bereits am Nachmittag wieder in meiner Zelle: „Man hat von Konstanz aus angerufen“, verkündete er mir, „Es kommt gleich ein Kriminalbeamter von dort und überführt Sie zur Vernehmung durch die Gestapo nach Konstanz.“ - „Nehmen Sie es mir nicht übel“, erwiderte ich, „wenn ich den Wunsch äußere, Sie nie wiederzusehn.“ Er wusste nicht, was er sagen sollte. Der Kriminalbeamte war ein sehr junger Mann, der keinen Meersburger Dialekt sprach. Ich fragte ihn, ob er Sachse oder Thüringer sei. Er antwortete, er sei aus **Gera**. Er bekam das versiegelte Kuvert und vermutlich auch einen Zettel, auf dem stand, dass ich ein verblödeter Greis sei, der zu nichts mehr zu gebrauchen sei. Der Jüngling beschwor mich, als wir zum Strand gingen, keinen Fluchtversuch zu machen. „Warum legt er mir keine Handschellen an?“ dachte ich, sagte aber nur, dass ich nie sportliche Neigungen gehabt hätte. „Ach, Sie glauben nicht, was alles davonläuft“, erwiderte er. „Die Leute sind ganz directionslos. Sie stürzen in eine Seitengasse, und dann gibt es eine sinnlose Jagd, bis ich sie wieder habe.“ - „Seien Sie ganz beruhigt“, versicherte ich ihm. „Sie sehen, dass ich ziemlich dick bin. Ich verzichte von vornherein darauf, mit einem so schlanken Jüngling um die Wette zu laufen.“ Dann sagte ich ihm, dass ich in Gera vor den Lehrern Vorträge über den Ersten Weltkrieg gehalten hätte. Ferner wäre an der Leibnizschule ein junger Mathematiker aus Gera, namens Melotte, mein Kollege gewesen. „Persönlich kenne ich die Familie Melotte nicht, aber ich weiß, dass sie sehr angesehen ist“, erwiderte er. Auf dem Schiff schlief ich zum Erstaunen dieses jungen Kriminalbeamten sofort fest ein, so dass er mich wecken musste, als wir in Konstanz ankamen. An der Landungsbrücke empfing uns der Gestapohauptling, ließ mich einige Schritte beiseite treten und unterhielt sich mit den Geraer, wobei er heftig abwehrende Gebärden machte. Dann winkte er mich wieder heran und sagte, dass ich nach meinem Personalausweis 1877 geboren wäre, nach dem **Leipziger Steckbrief** dagegen 1872. „Sind Sie denn überhaupt die steckbrieflich verfolgte Persönlichkeit?“ fragte er. „Das ist mir unwahrscheinlich“, antwortete ich. „Kann ein Bruder von Ihnen gemeint sein?“ fragte er weiter. „Das ist ausgeschlossen“, sagte ich. „Von meinen beiden Brüdern ist Konrad, der Arzt in Schlesien ist, 1880 geboren und Hans, der als Landgerichtsrat in Leipzig amtiert, sogar erst 1882.“ - „Nun gut“, sagte er, „ich erlege Ihnen Aufenthaltsbeschränkung in Meersburg auf.“ „Ich muß doch aber auf die Dörfer, um mir Pflaumen zu kaufen“, jammerte ich. Er schien mich nunmehr auch für einen Idioten zu halten, denn er sagte, ich dürfe spazieren gehen, aber weder das Dampfschiff noch die Eisenbahn benutzen. Außerdem müsse ich mich täglich beim Ortsgendarm melden. Damit entließ er mich, versicherte aber noch, dass die Gestapo viel besser sei als ihr Ruf und alle Verhafteten anständig behandle. Natürlich erwiderte ich nicht etwa, dass mir das neu sei, sondern begab mich schleunigst zur Rückfahrt auf das Schiff. Dort verspürte ich wieder Hunger und aß das Überlinger Gefängnisbrot auf. Darauf sagte eine Frau, die in der Nähe saß, zu ihrem Töchterchen: „Siehst du wohl, der alte Mann ißt trockenes Brot, weil er nichts anderes hat. So artig möchte ich dich auch einmal sehen.“ Es ist dies die einzige Gelegenheit, bei der ich wegen meiner **Mäßigkeit** gelobt worden bin.

Zu Hause traf ich meine Frau nicht gleich an. Sie hatte die Nacht nach meiner Verhaftung nicht geschlafen und war spazierengegangen, um sich die nötige Müdigkeit für die nächste Nacht zu holen. Ich steckte mir mit Genuß eine Pfeife an und setzte mich vor

den Radioapparat. Als sie kam, sagte ich frei nach Zille: „Mutti ist so vergnügt, weil Vati aus dem Zuchthaus kommt, dass sie ins Kino gegangen ist.“ Meine Frau verwahrte sich gegen diese Vermutung, und wir zankten uns so gemütlich, als ob nichts Großes geschehen wäre. Auf die unzähligen Fragebogen, die ich 1946 und 1947 auf allen möglichen Ämtern ausfüllen musste, habe ich aber stets sehr stolz unter die Rubrik - „Waren Sie in Haft?“ geschrieben: „Ja, in Meersburg, Überlingen und Konstanz am 25. und 26. August 1944.“

Gleichzeitig wurde, was ich nicht ahnen konnte, mein Stiefsohn Fritz in **Ploesti** in Rumänien von der Gegenpartei gefangengenommen. Der überhaupt letzte Brief, den wir von ihm bekamen, war vom 24. August datiert. Er schrieb darin, ein in der Petroleumverwaltung angestellter Niederländer habe ihm gesagt, er fürchte einen Aufstand der Rumänen gegen die Deutschen. Er könne als Niederländer leicht mit einem Deutschen verwechselt werden, und dann würde er umgebracht. Fritz schrieb, er habe den Mann einfach ausgelacht. Möglicherweise hat Fritz diese Form der Mitteilung nur gewählt, um uns anzudeuten, dass in Rumänien etwas Gefährliches im Gange war. Man weiß ja bei einem Feldpostbrief niemals, was nur darin steht, um die überwachende Zensur irrezuführen, und was die wahre Meinung ist. Die Hitlerarmee hatte in Rumänien verzweifelte Anstrengungen gemacht, das Petroleum, das sie für ihre Flugzeuge brauchte, in ihrer Gewalt zu behalten. Der Frontvorsprung Jassy-Kischinew sollte um jeden Preis behauptet werden. Die Rote Armee setzte aber starke Panzerverbände ein, durchbrach die deutsche Front, kesselte die Heeresgruppe ein und vernichtete sie. Daher erhoben sich die Rumänen in der Nacht vom 24. zum 25. August, die man die **Blutnacht** genannt hat, weil es in ihr ähnlich zuging wie in der Bartholomäusnacht am 24. August 1572. Sogar das Datum stimmte zufällig, so dass Zahlenmystiker nach Belieben darüber phantasieren können. Ein Klimatologe könnte auch behaupten, dass diese verrückten Metzeleien eine Art von Sonnenstich voraussetzen und daher im August begangen werden. Viele deutsche Soldaten kamen um, ehe sie begriffen, was geschah. Man packte sie in den Betten und schnitt ihnen die Kehlen durch. Fritz wurde in dieser Mordnacht geschont, weil er im Gegensatz zu den andern deutschen Militärärzten seine Hilfe rumänischen Zivilisten nicht versagte, sondern sie freundlich behandelt hatte. Die Vorgänge verliefen dann ähnlich wie in Italien. Rumänien stürzte und verhaftete die Antonescu-Regierung und erklärte Deutschland den Krieg. Alle gefangengenommenen Deutschen wurden aus rumänischer in russische Gefangenschaft überführt und mussten den Fußmarsch nach der Krim antreten. Sehr viele erlagen den Strapazen, aber mein Sohn überstand sie. Die sowjetischen Offiziere fanden in den Papieren seines Bataillons unter Fritz Riemann den Eintrag: „Darf nur bis zum Unterarzt befördert werden. Ist der Hinneigung zur KPD verdächtig. Verkehrt mit Juden und Judensprösslingen.“ Natürlich war das nunmehr eine glänzende Empfehlung. Fritz wurde von den sowjetischen Offizieren als ihr Freund und Vertrauensmann betrachtet und an die Spitze einer Sanitätsabteilung gestellt. Man versicherte ihm, dass er mit dem nächsten Gefangenentransport nach Deutschland entlassen würde. Aber nach dem Mai-Waffenstillstand 1945 holte sich mein Sohn in der Nähe von Stalino eine **Diphtherie**. Ein Auto jagte in der Gegend herum, um Serum zu holen, fand aber keines. Als er zurückkam, war Fritz bereits erstickt. Ein mit ihm gefangengenommener Sanitätsunteroffizier kam nach Deutschland zurück und erzählte meiner Schwiegertochter Hannelore alles. Da dieser Unteroffizier den goldenen Ehering meines Sohnes zugleich ablieferte, war jeder Gedanke, dass er nicht die Wahrheit sage, abwegig. Die Kriegsmärchenerzähler bringen kein Geld mit, sondern rechnen darauf, etwas zu bekommen. Obwohl Fritz eine große Verehrung für mich hatte und auf jedes Wort schwur, das ich sagte, sind wir nicht zu einer leidenschaftlichen Trauer über seinen Tod gekommen. Wir erfuhren den Hergang zu sehr

tropfenweise, und die Todesnachricht kam erst, als wir die Hoffnung, ihn wiederzusehen, längst aufgegeben hatten. Tragisch war es natürlich, dass er mit 34 Jahren sterben musste, während ich alter Mann immer wieder davonkam. Seinen Sohn von Hannelore hat Fritz nie gesehen.

Den **burlesken** Abschluß meiner Verhaftung bildete die Meldung am nächsten Morgen beim Ortsgendarm. Reißmüller lachte einfach und sagte: „Die Hauptsache ist, dass Sie wieder da sind! Die in Konstanz sind verrückt. Zu mir brauchen Sie nicht zu kommen. Wenn ich Sie suche, brauche ich bloß auf der Straße einen Jungen zu fragen, wo Sie sind. Der sagt mir dann, der Professor ist zu Stübele gegangen, um sich eine Semmel zu kaufen. Wir kennen ja hier nicht nur die Menschen, sondern sogar die Hunde auf der Straße.“ Ich erzählte Reißmüller noch, dass ich ganz professormäßig aus Versehen den Blechlöffel in Überlingen mitgenommen und ihn zu Hause in meiner Tasche wiedergefunden hätte. Darauf ermahnte er mich, ihn sofort zurückzuschicken, was ich denn auch mit einer höflichen Entschuldigung getan habe. Vermutlich wird der Gefängnisdirektor, als der Löffel ankam, gesagt haben: „Auch das noch! Diese Professoren sind unglaubliche Menschen. Hoffentlich schickt man mir nie wieder einen her.“ Den Teilnehmern der Apfelweinreisen erzählte ich natürlich nichts vom Gefängnis. Vielmehr behauptete ich, der **Arzt** hätte mir verboten, künstliche Verkehrsmittel zu benutzen. Ich könnte also nur noch die Fußwanderung mitmachen. Vielleicht haben sie gedacht, ich wollte nicht mehr sieben, sondern nur noch fünf Schoppen Apfelwein trinken, weil mein Geld nicht mehr reichte. Etwas verwundert waren sie über die Kordialität, mit der ich immer Reißmüller anprostete, wenn wir ihn in Futterers Kneipe trafen. Der Ortsgendarm steht ja noch **unter** dem Lehrer in der gesellschaftlichen Hierarchie, an die sie glaubten.

Immerhin hatten meine Erlebnisse in den Jahren seit 1914 allmählich die Folge, dass ich etwas skeptisch gegenüber **Philosophen** wurde, die wenig oder nichts erlebt hatten. Die antiken Philosophen waren zum Teil Staatsmänner und hielten diese Probe ohne weiteres aus. Descartes hatte diesen Mangel empfunden und sich wenigstens Kriegserlebnisse zugelegt. Spinoza war als notorischer Ketzer ein paar Mal beinahe umgebracht worden und konnte Freunden, die ihn besuchten, seinen von den Dolchstichen der Fanatiker durchlöcherten Rock zeigen. Voltaire hatte in der Bastille gesessen. Fichte, Büchner, Vogt und Moleschott waren wie ich aus dem Amte gejagt worden. Schopenhauer und Nietzsche hatten sich mit der Syphilis herumgeschlagen. Leibniz war ein Weltmann, der sich diplomatisch betätigte und nur nebenbei Philosophie trieb. Marx hatte sein Vermögen in freiheitlichen Veröffentlichungen zugesetzt und sich kümmerlich durchgeschlagen, während er seine weltbewegenden Ideen entwickelte. Engels war aktiver Revolutionär, hielt das Handeln für die Hauptsache und überließ die Priorität der Ideen stets seinem Freunde Marx. Diese Entwicklung eines Unternehmersohnes war geradezu abenteuerlich. Ganz erlebnisarm aber waren Kant, Hegel, Feuerbach, Schelling und Wundt. Daher waren sie mehr Professoren der Philosophie als Philosophen. Diese fünf schulen unser Denken nur formal und haben auf unsere Einstellung zum Leben und auf unser Verhalten keinen Einfluß. Moralisch kann man sich nur von erfahrenen Leuten informieren lassen. Gerade die systematische Philosophie ist stolz auf die Weite ihres Horizontes, der aber leer ist. Man wartet auf Beispiele, persönliche Mitteilungen, Anwendungen oft hundert Seiten vergeblich. Sogar Bilder und Vergleiche werden als Trübungen des Gedankenganges der Philosophie ferngehalten und in die Dichtung verwiesen. Es darf nichts geben als einen rein abstrakten Gedankengang. Dabei kann nichts herauskommen. So ist es kein Wunder, dass jeder alte Mann, wenn er viel gesehen, gelesen und erlebt hat, sich eine eigene Philosophie für den Hausgebrauch zusammenbraut. Wenn sie einigermaßen vernünftig ausfällt,

wird er in seinem Kreise für **weise** gehalten. Die Fachphilosophen nennen ihn aber einen rohen Empiriker, oberflächlichen Dilettanten oder auch einen Eklektiker, weil er von ihnen gelegentlich etwas übernimmt, was er in Wahrheit schon selbst herausbekommen hat. Dadurch darf man sich nicht einschüchtern lassen. Wenn man etwas von seiner Philosophie niederschreibt, muß man immer an seinen Sohn denken, in dem das fortlebt, was man selbst ist.

Voraussetzung ist, dass man diesen Sohn behält. Schon der alte Herodot findet es unnatürlich, dass im Kriege nicht die Väter von den Söhnen begraben werden, sondern die Söhne von den Vätern. Goethe klagt in seiner Elegie „Euphrosyne“:

Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
 Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
 Nicht der Jüngere schließt dem Älteren immer das Auge,
 Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
 Öfter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
 Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst.

„Der willig scheidende Vater“ ist allerdings echter Goethe. Daran ist nur so viel richtig, dass man im Alter **noch mehr** um andere bangt als um sich selbst. Unsere Angst um Todi wuchs mit den Niederlagen im Felde. An einem schönen Herbstmorgen aber hörten wir eine wohlbekannt kräftige Stimme unter unsern Fenstern: „Na, hier scheint einmal wieder alles noch zu schlafen!“ - „Todi“ riefen meine Frau und ich und sprangen aus den Betten. Wir haben uns nie in unserm Leben so rasch angezogen wie diesmal. Ich glaube, wir haben uns nicht einmal gewaschen, ehe wir herunterstürzten und ihn in die Arme schlossen. Der gute Junge hatte aus Italien einen dort gekauften Sack mit einem Zentner Reis mitgeschleppt, der uns sehr willkommen war. Wir fragten ihn nach allen möglichen Kriegserlebnissen, bekamen aber als Antwort immer nur Beschreibungen von dem, was er in Venedig und in der Adelsberger Grotte gesehen hatte. Man musste annehmen, dass er den Krieg als **Tourist** mitgemacht hätte, was selbstverständlich nicht der Fall war. Er wollte eben nicht, dass wir in Zukunft sagen sollten: „Vielleicht geht es ihm wieder wie da und da!“ Schon sein völlig männliches Aussehen mit erst 19 Jahren zeigte, dass er viel hinter sich hatte. Eine unbedachte Äußerung habe ich bis auf den heutigen Tag nie von ihm zu hören bekommen. Insofern ist er das absolute Gegenteil seines Vaters. Leider blieb er nur ein paar Tage und fuhr dann wieder ab.

Gerade damals verschlechterte sich die Lage Deutschlands rapid. Die Rote Armee eroberte die Balkanländer und drang zugleich im Baltikum immer weiter vor. Die deutschen Divisionen, die nach Ostpreußen zurückmarschieren wollten, wurden bei Libau eingekreist und vernichtet. Ein Außenwerk nach dem andern ging verloren. Deutschland war wieder wie im Ersten Weltkriege eine belagerte Festung mit einstürzenden Wällen. Am 23. Oktober durchbrach die Rote Armee die deutschen Befestigungen an der ostpreußischen Grenze. Jetzt hatten wir den Krieg auf der Erde im **eigenen Lande**, und die Luftangriffe wurden immer fürchterlicher. Kurz vor Weihnachten 1944 kam Todi noch einmal zu einem vierzehntägigen Abschiedsurlaub nach Meersburg. Seine Truppe hatte auf dem Rückmarsche bereits Italien verlassen, Todi sollte in Deutschland wieder zu ihr stoßen. Auf dem Wiedersehn lag von vornherein ein sehr ernster Schatten. Jeder Mensch wusste, dass bereits alles verloren war und für den Soldaten die Frage nicht mehr lautete, **ob** er umkam, sondern nur noch, **wo** er umkam. Als unser Sohn wieder fort mußte, gaben wir ihm das Geleit zur Landungsstelle; denn er fuhr mit dem Dampfschiffe bis Lindau. Die Gegend war tiefverschneit, auf dem Bodensee trieben große Eisschollen. Todi stand mit einem weit über seine Jahre hinausreichenden Ernst an der Bordwand und winkte uns

zu, bis das Schiff unseren Blicken entschwand. Wir hatten natürlich beide Tränen in den Augen, und ich sagte zu meiner Frau: „Den sehen wir nie wieder!“

Da hatte ich mich aber getäuscht! Er wurde zwar zwischen Glogau und Liegnitz **schwer verwundet** und mit Granatsplittern am Hals, neben dem Rückgrat und vor allem im Kiefer ins Lazarett nach Leipzig gebracht, dort von den einrückenden Amerikanern gefangengenommen, aber für nie wieder kriegsverwendungsfähig erklärt und deshalb entlassen. Der Tag, an dem Todi nach Meersburg zurückkam, war der schönste, der mir beschieden gewesen ist. Alle Etappen meines Daseins möchte ich wiederholen, um nur diesen einen Tag nochmals zu erleben. Es war der 24. Juli 1945. Ich war in Versuchung, stundenlang vor Freude zu jodeln. Aber wie wenigen war dieses Glück vergönnt! Die meisten, die damals wie wir von diesen blutjungen Bürschchen Abschied nahmen, haben sie nicht wiedergesehen.

Wir hatten inzwischen auch in Meersburg allerhand erlebt. Im Frühjahr 1945 kamen die Franzosen nach Konstanz. Der blöde Bürgermeister Krauth ließ Gräben an den Ortseingängen durch die Landstraßen ziehen, sie mit einigen Maschinengewehren garnieren und von Greisen und Kindern mit Panzerfäusten besetzen. Er wollte sich in buchstäblicher Befolgung des Hitlerbefehls bis zur letzten Patrone verteidigen. Die Franzosen stellten in aller Gemächlichkeit in **Staad**, das gegenüber Meersburg am Bodensee liegt, zwölf schwere Geschütze auf und streuten am 29. April sechzehn Granaten in weiten Abständen über die Stadt hin. Ich saß mit meiner Frau im Keller, als eine von den sechzehn Granaten in den Hendelschen Weinberg neben unserem Hause fuhr und explodierte. Darauf rasselten Ziegel vom Dach. Es klang genau so wie in Leipzig das Platzen der Fenster, und meine Frau stöhnte denn auch: „Jetzt geht es wieder los, und diesmal kommen wir um.“ Aber der Beschuß hörte gleich darauf auf, weil die Bürger begriffen hatten, dass ihre ganze Stadt in einer Stunde von den Franzosen in Grund und Boden geschossen werden konnte, ohne dass sie überhaupt irgendetwas dagegen tun konnten. Daher zogen sie die weiße Fahne auf. Krauth flüchtete in den Wald. Man behauptete, er habe Selbstmord begangen, aber die Leiche wurde nie gefunden. Er wird sein kostbares Leben also wohl gerettet haben. Bald nach der Beschießung kam die französische Infanterie. Drei Mann drangen in unsern Keller ein, hielten uns ihre Maschinenpistolen unter die Nase und forderten gebieterisch Wein. Ein Fräulein Solf, das man mit seiner Mutter bei uns einquartiert hatte, fiel in Ohnmacht. Meine Frau holte zwei Flaschen Wein und eine Flasche Schnaps, mit denen sich die Soldaten befriedigt erklärten und weiterzogen.

Wir kamen mit den Mannschaften überhaupt rasch in ein gutes Verhältnis. Vor allem hatten sie **Zeitungen**. Bis jetzt hatte ich das Blatt der Vichy-Regierung gelesen, aber da diese mit den Nazis zusammenarbeitete, in ihren Zeitungen immer nur das gefunden, was auch in unsern Hitlerblättern stand. Ich sehnte mich danach, auch einmal das Gegenteil zu lesen, das erst gedruckt werden konnte, als Pétain gestürzt war. Daher lief ich von Haus zu Haus und bettelte die Mannschaften um Zeitungen an. Sie kannten mich bald so gut, dass sie mir schon von weitem zuriefen: „Pas de gazettes!“ (keine Zeitungen) wenn sie mich kommen sahen. Die bei Futterer einquartierten Franzosen unterhielten sich sogar stundenlang mit uns über das, was in den Zeitungen stand. Ganz unleidlich benahmen sich dagegen die **Offiziere**. Schon die Anschläge, in denen General Delattre de Tassigny die Soldaten seiner „Rhein-Donau-Armee“ dazu beglückwünschte, dass sie sich als Nachfolger der Bärenfellmützen Napoleons I. bewährt hätten, waren ganz im dünkelfaften Stil eines Welteroobers abgefasst. Diesen Ton waren wir gründlich satt. In der Frage der Quartiere waren die Offiziere genau so unbescheiden, wie es 140 Jahre früher die Napoleons I. gewesen waren. Sie wollten uns auf **ein** Zimmer unseres Häuschens beschränken. Ich

lief auf die Kommandantur und machte geltend, dass ich nicht jetzt von ihnen als Feind behandelt werden könne, nachdem ich vorher als Feind des Naziregimes von der Gestapo ins Gefängnis gesteckt worden wäre. Darauf behielten wir drei Zimmer. Der Offizier, den wir in das Landhaus bekamen, hatte Frau und Tochter mitgebracht. Er nahm uns Küche und Klosett weg, indem er behauptete, niemand könne von seiner Familie verlangen, sich auf eine Brille zu setzen, die auch Deutsche benutzten. Einen alten Herd trieben wir glücklich im Nachbardorfe auf. Er gehörte einem Zimmermann, der eine Tochter Futterers geheiratet hatte. Hinsichtlich des Klosetts erklärte der anmaßende Offizier aber einfach: „Die Deutschen können in den **Garten** gehen.“ Das hatte seine Schwierigkeiten, weil die Bäume und Sträucher noch keine Blätter hatten. Es fanden sich interessierte Zuschauer am Zaune ein und ermahnten uns freundlich, uns nicht in die Nessel zu setzen. Schließlich erreichte ich auf dem Rathause, dass uns auf Kosten der Stadt ein Bretterhäuschen in den Weinberg gesetzt wurde. Die Offiziersfamilie machte dann das Wasserklosett kaputt, an das sie nicht gewöhnt war, verlangte von uns die sofortige Reparatur und benutzte inzwischen das Bretterhäuschen gemeinsam mit uns. In dieser Weise ging das weiter. Wir waren verpflichtet, die französischen Offiziere zu grüßen, aber sie warfen uns nur einen verächtlichen Blick zu, statt den Gruß zu erwidern. Sie gaben einen Ball in Meersburg und luden die weibliche Bevölkerung dazu ein, während der männlichen der Zutritt verboten wurde. Skandalöserweise gingen viele Frauen und Mädchen hin, während ein einmütiger Boykott das einzig Richtige gewesen wäre. Im geschneigelten Äußeren ahmten alle Offiziere den unendlich langen de Gaulle nach. Er war Graf, trug ein Monokel und hatte eine weitvorstehende Rübenase. In seinen Reden sprach er stets von der Jungfrau von Orleans, die ehemals Frankreich befreit hatte wie er jetzt. Weil de Gaulle mit den Klerikalen verbündet war und Sozialisten und Freimaurer verabscheute, gingen alle Offiziere sonntags geschlossen in die Kirche. Wir hatten erwartet, dass sie durchaus nicht fromm seien, weil sie aus dem **Maquis** hervorgegangen waren, wie sich die französische Widerstandsbewegung nach italienischem Vorbild nannte. *Macchia* heißt Buschwerk, dann auch Buschklepper, hinter dem Busche lauernde Banditen. So sahen diese herausgeputzten Gecken aber gar nicht aus, wenn sie in die Kirche stolzierten.

Die französische Widerstandsbewegung war teils bürgerlich, teils **kommunistisch**. Der bürgerliche Flügel wurde von den Amerikanern und Engländern bewaffnet und gefördert, der kommunistische mit Misstrauen beobachtet und in den Hintergrund geschoben. Unter den französischen Mannschaften in Meersburg gab es Kommunisten, unter den Offizieren aber nicht. In diesen verwickelten Verhältnissen fanden wir uns schwer zurecht. Unter den Offizieren entdeckte ich mit Mühe einen, der Philologe von Beruf war und eine Dissertation über Southey geschrieben hatte, den man zu den englischen Freiheitsdichtern rechnen kann. Da ich sowohl den Streit Byrons mit Southey als auch die Freiligrathschen Übersetzungen von Southey Gedichten kannte, hatten wir ein Gesprächsthema. Sobald ich mich aber über sein politisches Denken überhaupt zu informieren suchte, wurde er äußerst zurückhaltend, so dass wenig dabei herauskam. Die Sache lag ja in jenen ungemütlichen Zeiten so, dass von zwei Menschen, die sich unterhielten, mindestens einer den andern für einen Spitzel hielt.

Nach dem Einrücken der Franzosen wurden alle politischen Gefangenen freigegeben, die bisher Zwangsarbeiter bei der Feldbestellung gewesen waren. Die Aufsicht über sie hatte Reißmüller, dem die Bauern Vorwürfe machten, wenn die Polen nicht angestrengt arbeiteten. Er bekam dann Wutanfälle und schlug sinnlos auf die Gefangenen ein. Die freigelassenen Polen lauerten ihm eines Nachts auf, als er zu seiner Wohnung ging, schlugen ihn tot und warfen die Leiche in den See. Sie wurde aber wieder ans Ufer getrieben,

und dort fand man auch die Brieftasche des Toten mit unversehrtem Inhalt. Ein Raubmord war es also nicht. Man munkelte von Selbstmord aus Verzweiflung über die deutsche Niederlage, aber ermittelt wurde überhaupt nichts. Das Grab habe ich auf dem Friedhofe, auf dem auch der verrückte Mesmer und die hysterische Droste lagen, immer schön mit Blumen geschmückt gefunden. Meine Frau und ich hatten eine große Vorliebe für Friedhofsspaziergänge. In jeder Sommerfrische haben wir den Friedhof genau besichtigt, und jetzt gehen wir noch immer in der Woche zweimal auf den Johannisfriedhof, der an unserer Straße liegt. Die Angst, mit der Goethe den Weg über den Friedhof vermied, ist mir unverständlich. Das Interessanteste war in Meersburg der große Steinwürfel auf Messers Grab mit der Abbildung der Planetenbewegungen in Goldzeichnung. Das Häuschen der Droste lag an der Stettener Straße, in der wir wohnten, enthielt aber wenig Merkwürdiges. Man sieht dort auch, dass die Droste vor jeder Veröffentlichung eine Art von Familienrat einberief und von diesem feststellen ließ, dass alles, was sie geschrieben hatte, gutkatholisch war. Seit ich das weiß, glaube ich nicht mehr, dass sie „Deutschlands größte Dichterin“ ist. Hysterisch war sie sicher; denn sie übertrieb alles. In einem ihrer Briefe berichtet sie, dass der Bodensee bei einem Sturme „haushohe Wellen“ getrieben habe. In den anderthalb Jahren, die wir in Meersburg waren, habe ich solche Wellen nie zu sehen bekommen.

Unsere Fahrten ins Holz wurden erst gemütlich, als der heimgekehrte Todi an ihnen teilnahm. Ebenso ging es mit der Eigenkelterung von Trauben und Äpfeln. Mit einem Birnbaum, der nur noch verholzte Birnen trug, wussten wir allerdings nichts anzufangen. Daher lud ich eines Tages den Bollerwagen mit den unansehnlichen Früchten voll und fuhr ihn zu Futterer, der, wie mir der Gärtner Leipert sagte, sogar daraus noch Schnaps machen konnte. Als Futterer hörte, dass ich kein Geld dafür haben wollte, sagte er, ich müsste dann ein Glas mit ihm trinken. Er führte mich zu dem Destillierapparat, an dem ein Knecht arbeitete, füllte ein großes Bierseidel mit der noch lauwarmen Flüssigkeit, nahm einen gehörigen Schluck und reichte mir den Pokal. Ich folgte seinem Beispiel, der Umtrunk behagte mir, und ich wollte das kreisende Gefäß an den Knecht weitergeben. Dieser aber wich drei Schritte zurück und streckte mir beide Hände abwehrend entgegen: „Nanu, sind Sie Abstinente?“ fragte ich. Er murmelte verlegen: „Ich kann doch nicht mit den Herren trinken!“ Natürlich fiel mir sofort die Szene ein, die mir Kraßmüller in Wiesbaden gemacht hatte, als ich mit dem Markthelfer seines Vaters Brüderschaft getrunken hatte. Man redet heute viel von kapitalistischen Überresten. Diese unübersteigliche Grenze zwischen dem Herrn und dem Knecht ist aber noch nicht einmal kapitalistisch, sondern **feudal**. Ein Großbauer ist auf seinem Hofe einfach ein Feudalherr. Als ich das begriffen hatte, wollte ich das Glas wieder Futterer kommen lassen, aber dieser sagte: „Nein, ich habe heute schon genug getrunken!“ Nun hätte ich ihn ja um eine Flasche bitten und den Schnaps in ihr nach Hause tragen können, aber ich hatte eine dumpfe Ahnung, dass auch das ein Verstoß gegen die geltende Sitte wäre. Daher behielt ich das Glas in der Hand, plauderte noch eine halbe Stunde mit Futterer und trank es in kleinen Schlucken leer. Dann verabschiedete ich mich dankend und fuhr das leere Wägelchen nach Hause. Ich sah mich aber noch einmal um und bemerkte, dass Futterer aufmerksam meinen Gang beobachtete. Er muß mit meiner **Alkoholkapazität** zufrieden gewesen sein; denn erst von diesem Tage an behandelte er mich wirklich kameradschaftlich und winkte mir vergnügt zu, wenn er mir auf der Fahrt zu seinen Feldern begegnete. Wer soviel Schnaps vertragen konnte, war offenbar ein anständiger Mensch!

Auf eine ganz andere Probe wurde nach unserm Wegzug aus Meersburg Todi bei Futterers gestellt. Er erledigte sein erstes juristisches Semester in Freiburg, fuhr aber

von dort einmal herüber, um unsere Meersburger Freunde zu besuchen. Er fragte mit gewohnter Liebenswürdigkeit, ob er ihnen bei der Arbeit irgendwie helfen könne. Darauf beauftragte ihn Futterer, einen Stall **auszumisten**. Todi arbeitete rüstig stundenlang und der erstaunte Futterer sagte am Abend: „Das hätten wir Ihnen nicht zugetraut; denn das ist richtige schwere Arbeit.“ Auch hier war ein ländliches Vorurteil widerlegt; denn die Bauern bilden sich ein, dass die Städter überhaupt nicht arbeiten können, am wenigsten die Akademiker. Schon vorher hatte ich gemerkt, dass mein Sohn nunmehr stärker war als ich. Wir bekamen als Hausbesitzer fünf Klafter Holz aus dem Gemeindewald in Form von großen Stammstücken, mussten diese aber selbst aus dem Walde nach unserer Wohnung fahren. Mit dem Bollerwagen hätte das unendlich lange gedauert. Futterers stellten uns einen Wagen, ein Roß und einen Sohn, so dass nunmehr drei Männer Transportarbeit leisteten. Ich schleppte mit vielem Keuchen immer eins von den schweren Stammstücken in den Wagen. Todi aber trug, wie der junge Futterer, immer zwei, nämlich eins unter jedem Arm. Die beiden Jünglinge wollten mich überhaupt nicht mitarbeiten lassen, als sie sahen, wie schwer es mir wurde, aber ganz ausschalten ließ ich mich nicht. Bei der Gelegenheit fühlte ich so recht, wie alt ich geworden war, und kam sehr missvergnügt nach Hause. Im ausgehenden Mittelalter war mit dem akademischen Grad des Doktors der Rang eines **Reichsbarons** verbunden. Einem solchen mutete man überhaupt keine körperliche Arbeit zu, und er verfiel gar nicht auf den Gedanken, sie zu leisten. Man muß das im Kopfe haben, wenn man die Szene liest, in der Goethe den alten Bauern zu Faust sagen läßt:

Herr Doktor, das ist schön von Euch,
Daß ihr uns heute nicht verschmäht,
Und unter dieses Volksgedräng,
Als ein so Hochgelahrter, geht.

Im „Volksgedräng“ hatte ich mich ja seit langer Zeit umhergetrieben und mich wohl dabei gefühlt. Aber ich hatte auch immer wieder gemerkt, dass die Achtung beträchtlich sank, wenn bei irgendeiner Gelegenheit körperliche Unzulänglichkeit festgestellt wurde. Um die Scharte auszuwetzen, beschloß ich, die Holzschneidemaschine nicht abzuwarten, sondern die Stammstücke selbst zu zerkleinern. Leipert besorgte mir eine Säge, und der Meersburger Eisenwarenhändler Kurey verkaufte mir eine Axt. Zunächst ging alles schief, wie beim Tütenfalzen im Überlinger Gefängnis. Ich verdarb mehrere Sägeblätter, hielt aber diesmal mit verbissener Hartnäckigkeit aus und zerlegte schließlich doch alle Stammstücke in Scheiben. Diese waren mit der Axt in gebrauchsfertiges Feuerholz zu zerspalten. Dabei zerbrach der Stil der Axt, aber ich ließ einen neuen einsetzen und hieb weiter wütend drauflos. Schließlich merkte ich, dass das Eisen der Axt nicht genügend gehärtet war. Daher ging ich zu einem Schmied in Stetten, der zu Futterers Stammgästen gehörte. Dieser härtete das Eisen noch genau so, wie es zur Zeit Homers üblich war. Er machte es rotglühend und warf es dann in kaltes Wasser. Das wurde so oft wiederholt, bis das Eisen wirklich hart war, und dann wurde die Schneide neu geschärft. Mit dieser geradezu idealen Axt arbeitete ich bald sehr leicht. Hier habe ich mich wirklich noch **körperlich** vervollkommen. Wir fuhren nunmehr mit doppeltem Eifer in den Wald und holten immer mehr Holz, bis der Boden unseres Hauses derart vollgestopft war, dass wir zwei Winter damit gelangt hätten. Vor unserer Abfahrt haben wir den ganzen Vorrat an zwei aus Stettin emigrierte Schwestern Reichert verschenkt, die gar keine Feuerungsmittel hatten. Das Verschenken hat mir aber nicht halb soviel Spaß gemacht wie das Zurichten.

Unser Geld schwand allmählich sehr zusammen, weil aus Leipzig kein neues mehr ankam. Dort hatte man ja die Pensionen vorläufig abgeschafft, und mit Hendel hatten wir auch keine Verbindung mehr; denn wir gehörten zur französisch besetzten Zone. Ich erfuhr, dass der Zinngießer Reichle, der Kommunist war, in Meersburg eine **Volkshochschule** gründen wolle, und suchte ihn auf dem Rathause auf, wo er Sprechstunde abhielt. Er war in jeder Beziehung ein Original. Seine Methode, den Zinngefäßen eine Färbung zu geben, die sie den chinesischen Lackwaren anähnelte, hielt er geheim und behauptete, dass sie überhaupt nicht mitteilbar sei. Es gehört dazu eine Art von Erleuchtung während der Arbeit. Den richtigen Augenblick könne man keineswegs errechnen, sondern nur ahnen, und müsse dann den Prozeß abbrechen, weil sonst die Färbung des Zinns wieder die gewöhnliche werde. Insofern war er **Alchimist** und Mystiker. Seine stark ergrauten Haare trug er lang und gewann dadurch ein so patriarchalisches Aussehen, dass ich ihn nach dem Haupte der Mormonensekte in Fontanes „Quitt“ Obadiah nannte. Prophétie und Kommunismus passen eigentlich nicht recht zusammen. Auch war Reichle ein kleiner Unternehmer; denn er beschäftigte außer seinem Sohne mehrere Arbeiter, die aber nicht wie dieser in das Fabrikationsgeheimnis eingeweiht wurden. In seiner Eigenschaft als Kommunist besaß Reichle so ziemlich alle sowjetische und auch ältere russische Literatur, soweit sie in deutscher Übersetzung erschienen war. Wie er diese Schätze in der Nazizeit vor dem Zugriff der Hitlerleute bewahrt hatte, ist mir nie klar geworden. Vielleicht hatte seine durchaus praktische Frau, die ebenfalls überzeugte Kommunistin war, das Hauptverdienst. Ganz individuell war es wieder, dass Reichle für die beiden bedeutendsten deutschen Dichter den Erzähler Hermann Hesse und den Lyriker Johannes Robert Becher hielt. Wenn man bei ihm eingeladen war, musste man stundenlang zuhören, wie er mit ungeheurem Pathos Gedichte Bechers vorlas, was jüngeren Leuten durchaus nicht behagte. Aber sie fassten es als ein Opfer auf, das man der guten Bewirtung schuldig war.

Reichle nahm mich anfänglich mit etwas Misstrauen auf und merkte nicht gleich, dass er in mir den geeigneten Mann für seine geplante Volkshochschule gefunden hatte. Es wäre ihm natürlich lieber gewesen, wenn er einen alten Kommunisten bekommen hätte und nicht bloß einen Sozialdemokraten, dem die Differenzen zwischen den beiden Richtungen unerheblich schienen. Die Geschichte des Liberalismus, die mir geläufig war, zeigt allerdings, dass die ideologischen Differenzen um so stärker betont werden, je geringer sie sind. Wie ehemals Fortschrittler und Freisinnige standen sich jetzt Sozialdemokraten und Kommunisten als feindliche Brüder gegenüber. Reichle setzte mir auseinander, dass wir zunächst einmal **die beiden Parteien** neu begründen müssten, um in der Bevölkerung Boden zu bekommen. Meersburg war eine Domäne des Zentrums, aber unter den während des Krieges Zugewanderten waren viele Nichtkatholiken. Die Besatzungsbehörde bewilligte Gesuche um Zulassung einer demokratischen Partei, wenn mindestens drei Personen den Antrag stellten. „Sie brauchen noch zwei Sozialdemokraten“, sagte Reichle, „und ich noch zwei Kommunisten. Sie imponieren den Leuten mit Ihren Titeln, und ich bin Alt-ingesessener. Das ergänzt sich gut. Wir gehen einfach zusammen in jedes Haus. Ich rede überall zuerst über den Kommunismus. Wenn dann die Leute zu **feige** sind, um in meine Partei einzutreten, können Sie sie leicht überreden, Sozialdemokraten zu werden; denn so weit wird es sogar hier bei manchen reichen.“ Auf diese Art erledigten wir die Agitation buchstäblich Arm in Arm, fanden aber doch erhebliche Schwierigkeiten. Die Meersburger richteten sich einfach nach ihrem Pfarrer, der den Ort durch Kanzel und Beichtstuhl beherrschte. Er bekümmerte sich um unsere Agitation überhaupt nicht und hatte es mit der Anmeldung der Zentrumspartei in keiner Weise eilig, obwohl er mühelos nicht drei, sondern dreihundert Unterschriften hätte aufbringen können. Ein alter Arbeiter in einem

Sägewerk, der bis 1933 Sozialdemokrat gewesen war, sagte müde zu mir: „Vorige Woche habe ich die Nachricht bekommen, dass mein Sohn gefallen ist, und jetzt liegt meine Tochter an Schwindsucht und wird wohl auch sterben. Wie kann ich da noch Parteiarbeit machen?“ - „Wenn es aber die Partei verlangt?“ erwiderte ich. Darauf sah er mich lange an und antwortete dann: „Was die Partei verlangt, tue ich.“ Er schrieb seinen Namen, Jakob Ruf, unter den Antrag um Zulassung der Partei. Man sollte, wenn man über die Führung der SPD schimpft, nie vergessen, dass diese bewährten alten Arbeiter den Führern auf ihren Irrwegen nur folgen, weil sie daran gewöhnt sind, unbedingt **Parteidisziplin** zu halten. Ohne solche ist jede Partei nur ein loser Haufen. Die am schlechtesten disziplinierte und stets zum Auseinanderlaufen neigende Partei sind in allen Ländern die Liberalen. Deshalb sind sie machtlos.

Bei der Gründung der Volkshochschule kam es darauf an, Reichle zum Vorsitzenden zu machen. Unsere Aussichten waren anfangs schlecht. Zum Versammlungsleiter wurde der Besitzer einer großen Obstplantage gewählt, der zum Zentrum gehörte. Von Organisation und Leitung verstand er glücklicherweise gar nichts. Schon bei der Aufstellung der Tagesordnung meldete ich mich zum Wort und setzte durch, dass vor der Wahl alle Kandidaten reden und ihr **Programm** entwickeln sollten. Kein Mensch außer Reichle hatte aber ein Programm. Wenn einer ein paar Sätze herunterstammelte, meldete ich mich sofort zur Geschäftsordnung und sagte, das, was er andeute, entspreche nicht dem Versammlungsbeschluss, weil es überhaupt kein Programm sei. Der Vorsitzende fragte wütend, was denn meiner Meinung nach ein Programm sei, und dann hielt ich eine Rede darüber, und sagte, alle diese Gedanken wären ausgezeichnet in dem mir bekannten Programm Reichles enthalten, was nach mehrfacher Wiederholung schließlich sogar Reichle selbst glaubte. Er sprach dann so pathetisch wie immer. Der Vorsitzende wurde durch mein ewiges „Zur Geschäftsordnung!“ so nervös, dass er schrie: „Übernehmen Sie doch selbst die Leitung, wenn Sie den ganzen Abend allein reden wollen!“ Darauf erwiderte ich seelenruhig: „Zur Geschäftsordnung! Ich empfinde es als unsachlich, wenn der Versammlungsleiter Bemerkungen, die ihn auf Fehler, die er begeht, aufmerksam machen, einfach abschneiden will!“ Darauf wurde mehrfach gerufen: „Sehr richtig!“ Der Versammlungsleiter fragte, ob noch jemand das Wort wünsche. Das war nicht der Fall. Darauf ließ er abstimmen. Ein Teil der Versammelten war längst weggegangen, ein anderer Teil war misstrauisch gegen jede Kandidatur, die der Versammlungsleiter empfahl, geworden; die meisten hatten überhaupt nur begriffen, dass fortwährend **der Name Reichle** genannt wurde, und so wurde dieser mit großer Mehrheit gewählt. Der Versammlungsleiter stellte das notgedrungen fest, warf wütend sein Notizbuch auf den Tisch und rief: „Das ist der Sieg landfremder Elemente über die ansässige Bevölkerung.“ Da ich gemeint war, erwiderte ich: „Kann sein. Dann war es eben die höchste Zeit, dass in euren Karpfenteich einmal ein Hecht hineinkam!“ Sonderbarerweise hat mich dieser Gegner von da ab immer sehr achtungsvoll begrüßt, wenn wir uns auf der Straße sahen. Vielleicht glaubte er, ich hätte gute Beziehungen zur französischen Besatzung, aber das konnte er nach dem Streit um das Klosett kaum annehmen. Daß ihm mein Benehmen einfach imponiert hat, ist aber noch unwahrscheinlicher. Vielleicht wollte er mir durch seinen achtungsvollen Gruß nur zeigen, dass er kein solcher Fläz wäre wie ich. Die wahren Motive von Freunden und Gegnern erraten wir nur in den seltensten Fällen.

Die Lehrerschaft der Volkshochschule war ein Sammelsurium. Ein alter Herr, Dr. Jakobs, schwur auf das Wort **Arbeitsgemeinschaft** und hielt keine Vorträge, sondern löste alles in Frage und Antwort auf. Er betonte, dass er damit in der Großstadt bereits schon große Erfolge erzielt habe, aber es kam nichts dabei heraus als ein endloses Gequassel

über ganz unwichtige Dinge. Ein junger Kommunist Goguel, den Reichle aus Konstanz herüberkommen ließ, hielt einen Vortrag über den dialektischen Materialismus und fand Beifall. Aber es schien sein einziges Thema zu sein; denn er kam nie wieder. Ebenso ging es uns mit einem Architekten, dessen Vortrag über die Lehmbauweise durchaus nicht schlecht war, aber in der befremdlichen Feststellung gipfelte, dass wir jetzt ein ganz armes Volk seien und deshalb zu dieser billigsten aller Bauweisen wieder zurückkehren müssten. Über die geheime Geschichte Hitlers hielt ein Schuldirektor einen Vortrag, der zugleich für 25 Pfennige gedruckt im Saale verkauft wurde und nichts enthielt, was damals nicht in allen Zeitungen stand. Über Kunstgeschichte sprach **Bissier**, der in einem nahen Dorfe eine Teppichweberei besaß. Er war Expressionist und wirkte die verrücktesten Muster, in denen die Führung jeder Linie einem Gedanken Laotses entsprach, wie er deutlich sah und sonst niemand. Alles Rationale war ihm tief verhasst. Er hatte ebenso mystische Anwandlungen wie Reichle, und das war das Band zwischen beiden. Als ich einmal in einem Vortrag über Bierbaum beiläufig sagte, seine glatte und oberflächliche Reimerei sei mir noch immer lieber als die in Frömmigkeit schwimmende Poesie Rilkes, bei der ich nie genau wisse, wovon eigentlich die Rede sei, stand Bissier mit hochrotem Schädel auf und schrie: „Ich protestiere gegen diese schändliche Zusammenstellung eines Dichters, der ahnungsvoll in alle Tiefen hinabgetaucht ist, mit einem seichten Talent.“ - „Ach, Herr Bissier“, erwiderte ich, „darüber werden wir uns schwerlich einigen. Sie schwärmen für das Irrationale, zu deutsch das Unvernünftige, und ich halte mir alles vom Leibe, was ich nicht verstandesmäßig erfassen kann.“ - „Sie halten es aber auch andern vom Leibe. Sie wollen uns den Geschmack daran verderben, weil Sie es nicht fassen können. Sie wollen uns in Ihre niedrige Sphäre herabziehen, und das empfinden wir als eine Gemeinheit.“ - „Hören Sie, Herr Bissier“, setzte ich fort. „Sie werden in Ihren Ausdrücken beleidigend. Ich kann das Ihnen nur aus dem Grunde verzeihen, weil Sie auf dem Wege nach Meersburg an einigen Apfelweinkneipen vorbeigekommen oder vielleicht nicht vorbeigekommen, sondern hineingegangen sind. Sie sind vermutlich etwas animiert hier angelangt.“ - „Nein“, schrie Bissier, „das ist eine Verleumdung! Keinen Tropfen habe ich getrunken!“ Nun erhob sich Reichle in seiner vollen Würde als Volkshochschuldirektor und entschied den Streit: „Verehrte Anwesende! Ich bin der Meinung, dass es nicht richtig ist, wenn sich die Herren Kollegen so in die Haare geraten. Herr Bissier ist allerdings zuerst heftig geworden, aber auch ich war empört, als Herr Professor Riemann die herrlichen Dichtungen Rilkes nicht so hoch einschätzte wie die eines Bierpoeten. Ich bitte, im Vortrage fortzufahren.“ Das geschah, aber Bissier schoß fortwährend noch Wutblicke auf mich, was mir eigentlich amüsant vorkam.

Meine Vorträge, die ich vom 27. November 1945 bis zum Februar 1946, in dem wir Meersburg verließen, allwöchentlich hielt, waren ein Kompromiß zwischen dem, was ich wollte, und dem, was Reichle wollte. In den Vorberatungen setzte ich ihm auseinander, dass schon Nietzsche die **Humanität** als ein Ideal friedliebender Philister bekämpft und verspottet hätte. Die Nazisten seien ihm gefolgt und hätten versucht, die Humanität überhaupt auszurotten. Hitler habe gesagt, diese sei nur ein Gemisch von Dummheit und Feigheit. Man müsse also jetzt die Humanität wieder zu Ehren bringen, indem man Vorträge über Herder, Goethe, Lessing und Schiller hielte. Darauf könne ein Überblick über die Entwicklung von 1832 bis 1933 folgen. Dann könne man auf eine energische Ablehnung der nazistischen Ideologie ein Zukunftsprogramm humanitärer Politik und Dichtung folgen lassen und dabei namentlich auf die russischen Dichter eingehen. Reichle behauptete, man könne nicht mit den deutschen Klassikern anfangen. Das sei zu schulmäßig und schrecke die Leute ab. Ich müsse mit der Dichtung des 19. und 20. Jh.'s anfangen; denn

davon wolle jeder etwas hören. Auch die Russen müssten voran, dann erst die Schulklassiker folgen. Wenn ich die Leute gewonnen hätte, wollten sie mich vielleicht auch über Goethe und Schiller reden hören, vorher aber nicht. Wir müssten mit dem Besuch rechnen, davon hinge die **Rentabilität** ab. Daher müsse ich mit Gerhart Hauptmann und Arno Holz anfangen. Mir war das nicht angenehm. Ich sehnte mich nach den deutschen Klassikern, die ich jahrzehntelang mit wachsender Liebe in der Schule behandelt hatte. Aber die praktischen Gesichtspunkte Reichles musste ich gelten lassen. Der Kursus umfasste zehn Doppelstunden und bekam den Titel: „Die literarische Situation 1933 und die Humanitätsdichtung der deutschen Klassiker.“ Reichle schleppte in seiner Angst, dass ich nicht modern genug und nicht russisch genug wäre, mir einen Haufen Bücher ins Haus, nicht nur Eduard Engels Literaturgeschichte, die ich nicht hätte zu lesen brauchen, sondern auch Gontscharow, Dostojewski, Gladkow und Tarassow-Rodionoff. Meiner philosophischen Neigung entsprach es, dass ich Nietzsche und Freud sehr ausführlich behandelte. Aber ich musste auch damit rechnen, dass die Zuhörer Gelegenheit hatten, einiges von dem, was behandelt wurde, selbst zu lesen. Es gab in Meersburg eine Volksbibliothek, die etwa hundert Bände zählte, und eine einzige kleine Leihbibliothek im Marschallschen Papierladen. Dort waren die Romane Thomas Manns vorhanden, die den Zugriffen der Nazis irgendwie entzogen worden waren. Auch war in der Marschallschen Leihbibliothek der Roman „Der Heilige“ von Antonio Fogazzaro (1842-1911) vorhanden, in dem die religiöse Ekstase ebenso ausführlich behandelt wird wie in Dostojewskis Romanen, aber abgeklärter und sehr viel toleranter gegen skeptische Freidenker. Da man, wenn man irgendwo Kultur verbreiten will, stets an die im Orte bereits vorhandene Kultur anknüpfen muß, zog ich alles heran, was aus ganz anderen Gründen in Meersburg zu haben war. Es diente sehr der Fühlungsnahme mit den Zuhörern, wenn ich bemerkte: „Dieses Buch ist in unserer Marschallschen Leihbibliothek zu haben. Allerdings hat es vorläufig eine eifrige Leserin mit Beschlag belegt, aber ich hoffe, dass es noch in dieser Woche wieder frei wird.“ Die Inhaberin der Leihbibliothek hörte natürlich von dieser beständigen Bezugnahme und reihte sich in die Zuhörer ein. Die Teilnehmerzahl wuchs überhaupt beständig, so dass Reichle sich veranlasst fühlte, mein ursprünglich mit zwanzig Mark für die Doppelstunde festgesetztes Honorar zu erhöhen. Er drängte aber meine geliebten Klassiker immer mehr an den Rand, so dass sie nur in den allerletzten Stunden an die Reihe kamen. Betrübtlich war es, daß das Gros der Zuhörer nicht aus Meersburgern bestand, sondern aus Fremden, die dorthin verschlagen waren. Eine Münchnerin versicherte mir allerdings: „Bei Ihnen hört man sofort, dass Sie Großstädter sind. Das hat uns in dieser geistigen Öde immer gefehlt.“ Daran lag Reichle und mir nichts. Wir wollten **Meersburg umkrepeln**, und das glückte nicht. Als ich abgefahren war und meine großstädtischen Zuhörer sich allmählich verkrümelten hatten, ging die Meersburger Volkshochschule ein, und das Zentrum herrschte wieder unumschränkt. Das sahen wir nicht voraus, als ich den Literatur- und Kulturkurs mit den Worten schloß: „Wir haben, wie Grillparzer es voraussagte, den Weg von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität gemacht. Umkehren kann man in der Weltgeschichte nicht. **Dogmatisch** können wir das alte Humanitätsideal der Klassiker nicht einfach erneuern. Aber wir können die stärkste Bewegung unserer Zeit, die **sozialistische**, zu der sich heute alle deutschen Parteien bekennen, mit einem Geiste durchdringen, der dem Humanitätsideal unserer größten Dichter aufs engste verwandt ist. Das können wir, wenn in unserer Zeit schwerer Leiden nicht jeder einzelne immer nur den Blick auf sein eigenes Leid richtet, sondern sich nach Kräften bemüht, das Los der andern zu lindern. In diesem Sinne müssen alle Kräfte, die heute mutlos und träge dahindämmern, zu neuem frischen Leben erwachen!“

Man wird sagen, ich hätte in Meersburg eigentlich bleiben müssen, nachdem ich die Sache einmal angefangen hatte. Dazu hätte ich aber eine bezahlte Beschäftigung haben müssen, denn von der Luft konnten wir nicht leben. Mein Versuch, eine solche zu erlangen, schlug fehl. Es gab in Konstanz einen **Entnazifizierungskommissar**, der Kirchheimer hieß. Seine Aufgabe war es, aus den Ämtern die Nazis zu entfernen und sie durch Demokraten zu ersetzen. Es erschienen damals einige Zeitungsartikel, in denen behauptet wurde, dass Kirchheimer an der Erfindung des Penizillins maßgebend beteiligt gewesen sei. Selbst wenn es richtig war, hatte es mit seiner gegenwärtigen Aufgabe nichts zu tun. Nach Konstanz konnte ich, da das Fahrverbot der Nazis für mich erledigt war, zu Schiff hinüberfahren. Aber inzwischen hatten die Franzosen verfügt, dass der Bevölkerungsraum der Kielraum der Fähre bis Stad zur Benutzung freistände. Das Verdeck war für Franzosen reserviert. Meine Frau und ich genossen also von der Aussicht auf den Bodensee nichts, als wir hinüberfahren. Dem Entnazifizierungskommissar setzte ich auseinander, dass ich Verfolgter des Naziregimes sei, mein Amt verloren hätte, aber die Lehrerprüfung mit Auszeichnung bestanden und jahrzehntelang in den obersten Klassen unterrichtet hätte. Also sei ich der geeignete Nachfolger Krauths. Wenn er mit die Leitung der Bodenseeschule übertrage, sei ich aber bereit, ehrenamtlich auch noch das Amt des Bürgermeisters zu übernehmen, „denn“, schloß ich, „ich bin viereinhalb Jahre lang in der Großstadt Leipzig ehrenamtlicher Stadtrat gewesen und mache das, was Sie hier Verwaltung nennen, einfach täglich in der Großen Pause.“ Der Kommissar hörte das wohlwollend an, nickte mehrfach und sagte dann zu meinem großen Erstaunen: „Wie halten Sie es mit der Religion?“ - „Ich gehöre zu den Führern der deutschen Freidenkerbewegung“, erwiderte ich rasch. Darauf sank Kirchheimer entsetzt in seinen Sessel zurück und sagte nach einer Pause. „Noch eine Frage! Sind Sie geborener Badener?“ - „Nein“ antwortete ich, „geboren bin ich in Bielefeld, der Staatsangehörigkeit nach war ich Schwarzburg-Sondershäuser und habe dann die sächsische Staatsangehörigkeit erworben. Ist denn das hier von Wichtigkeit?“ - „Allerdings“, beschied mich der Kommissar. „Wir haben bei der Besetzung der Ämter stets in erster Linie die geborenen Badener zu berücksichtigen. Leider kann ich Ihnen also zur Zeit keine Stelle verschaffen.“

Damit war Meersburg erledigt. Glücklicherweise erreichte mich aber nunmehr ein Schreiben des Leipziger Stadtschulrates, der mich aufforderte, meine Tätigkeit als Studienrat an einer Leipziger Oberschule, diesmal der Helmholtzschule, wieder aufzunehmen. Um die Ehre, meine Rückberufung veranlasst zu haben, stritten sich später Heinrich Fleißner, Alfred Neu, Hans Lang und Helmut Holtzhauer. Vermutlich hat Heinrich zunächst Lang in Bewegung gesetzt, ist dabei von Neu unterstützt worden, und Holtzhauer hat die Sache mit Enthusiasmus betrieben.